

Vom Geschmack der Archive

Ein Bericht

■ MATTHIAS OPIS



Matthias Opis, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Frankfurt/M., Wien und München. Mitarbeiter der Styria Medien AG, Graz.

Obwohl ich bekennd bibliophil bin, plädiere ich in dem vorliegenden Text dafür, auch in Zukunft die Auseinandersetzung mit Ungedrucktem in Form von Akten, Korrespondenzen und losen Zetteln zu gewährleisten. Im Regelfall wird historisches Schrifttum, sofern es für wert befunden wurde, erhalten zu bleiben, in den institutionalisierten Gedächtnissen unseres Landes aufbewahrt. Dass in den Archiven Unwichtiges und Bedeutendes, rein quantitativ gesehen, in einem ungünstigen Verhältnis nebeneinander stehen ist kaum zu widerlegen und wird durch eine Vielzahl von persönlichen Wahrnehmungen gedeckt. Diese nüchterne Diagnose trägt in letzter Konsequenz zum anhaltend schlechten Image der Archive bei. Vielen gelten sie als verstaubt und unnützlich, abseits gelegen vom medial erwärmten mainstream.

Wenn seit ungefähr eineinhalb Jahrzehnten die verschiedensten Archive zu meinen bevorzugten Lebensorten gehören, so ist das also, zumindest im Hinblick auf meinen gesellschaftlichen Status, nicht gerade eine Angelegenheit, zu der man sich aus freien Stücken öffentlich bekennen müsste. Was ich als Historiker gleichsam berufsbedingt in Kauf nehme, empfinde ich persönlich bisweilen als Privileg: „le goût de l'archive“, wie es die französische Historikerin Arlette Farge einmal treffend genannt hat.

Gelehrte Wissenschaft

Das Geschichtstudium konnte ich problemlos absolvieren, ohne jemals ein Archiv von innen gesehen zu haben. Mit Forschungsliteratur und Quelleneditionen fand ich, wie die meisten meiner Kommilitonen auch, das Auslangen. Grundmuster der universitären Lehre war, dass man durch die geltende Studienordnung stupiden Lernstoff aufgezwungen bekam und daneben zum Schreiben angehalten (aber sicher nicht ausgebildet) wurde. Die Lektüre von Quellentexten propagierten nur einige unverbesserliche Exoten, tiefer gehende Spuren hat dieses Minderheitenprogramm jedenfalls nicht hinterlassen. Später habe ich

mich oft gefragt, wie auf diese geradezu künstlich abstinenten Weise historisch-kritisches Arbeiten gelernt werden kann.

Freilich: bei genauerer Reflexion lassen sich heute doch einige Nadelstiche ausmachen, von denen der verzögert akut gewordene Archivinfekt herrühren könnte. So habe ich mich in einem Proseminar zur Mediävistik bei Johannes Fried in Frankfurt mit meinem ersten Versuch in Wissenschaft an ganzen vier Textzeilen aus den „Gesta Friderici Imperatoris“ des Otto von Freising abgearbeitet. Das ist mir deshalb in so guter Erinnerung, weil es die einzigen derartig konzentrierten Exerzitien geblieben sind.

Als ich mich bald darauf der Zeitgeschichte zuwandte, konnte ich feststellen, dass es dort – im Unterschied zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit – eine Unmenge an gedrucktem Quellenmaterial gibt, das interpretatorisch fein gefiltert und durch gehaltvolle Kommentare flankiert ist. Für angehende Historiker ist die Benützung dieser Texte ziemlich risikolos, von einigen Professoren wird allein die bloße Kenntnis der meist dickleibigen Bände schon als außerordentliches Interesse ausgelegt. Überdies hält sich auch die gedankliche Anstrengung bei ihrer Auswertung in überschaubaren Grenzen. Die Anmerkungsapparate liegen über den Quellen wie der Milchschaum auf dem Cappuccino. Davon, dass erst – um im Bild zu bleiben – im Kaffeesud das wirklich Interessante zu entdecken wäre, wird nicht gesprochen. Nur als kleine Probe auf das Exempel: Wie viele Zeithistoriker haben tatsächlich in die Goebbels-Tagebücher hineingelesen, um sich selbst am (rekonstruierten) Originaldokument einen Eindruck von der Persönlichkeitsstruktur des Verfassers zu verschaffen?

Spurensicherung

Mein Unbehagen in dieser hermeneutisch flachwurzeligen Kultur steigerte sich zusehends, und so unternahm ich auf der Suche nach theoretischen und methodischen Inspirationen Exkurse in die Literatur- (Diskurs- und Systemtheorie) sowie Kunstwissenschaft (Ikonologie

Max Imdahls), um von dort her neue Zugänge zur Zeitgeschichte und zu den für sie konstitutiven Texten zu finden. Bedeutsam – vor allem was die *Haltung* und *innere Gestimmtheit* des Wissenschaftlers anbelangt – wurde für mich die Beschäftigung mit den Arbeiten des italienischen Historikers Carlo Ginzburg. Schon lange vor der so genannten kulturalistischen Wende in der Historiographie hatte sich Ginzburg eher randständigen Themen wie Katzenmusiken oder der erotischen Kunst im Cinquecento gewidmet – und dabei, immerhin als angesehenen Professor für Geschichte an der Universität Bologna, ebenso freimütig wie glaubwürdig über seine „Lust an der Geschichte“ gesprochen.

Im legendären Essay „Spurensicherung“ schickte er die Wissenschaft auf die Suche nach sich selbst und beschrieb mit großer Suggestivkraft das von ihm so bezeichnete „Indizienparadigma“. In diesem weithin unbekanntem, zugleich ungemein wirkmächtigen erkenntnistheoretischen Modell fanden frühgeschichtliche Jäger, Sherlock Holmes, Sigmund Freud und moderne Wissenschaftler zwanglos nebeneinander Platz, ganz egal, ob sie auf der freien Wildbahn, am Ort eines Verbrechens, neben dem Kopfteil der Couch oder im Archiv agierten. Den Schlüssel für den Zugang zu einem tendenziell stummen Wissen sah Ginzburg weniger in fachspezifischem Know-how und schon gar nicht in einem wie immer gearteten Regelwerk, sondern in individuell sehr unterschiedlich ausgeprägten Fähigkeiten wie Augenmaß, Spürsinn und Intuition.

Im Arsenal der Einzigartigkeit

Ginzburgs Ausführungen beeindruckten mich sehr, lenkten aber mein Interesse vorerst auf bildliche Quellen, die ich am Beispiel der informellen Malerei der 1950er Jahre, der „Abstraktion zweiten Grades“, und ihrer politischen Implikationen untersuchte. Das Initiationserlebnis im Archiv folgte erst Jahre später, verlief einigermaßen ernüchternd und schien zunächst alle Vorurteile zu bestätigen, die ich bis zu diesem Zeitpunkt aufgebaut hatte. Ich erlebte hautnah, wie verhängnisvoll es ist, in ein Archiv zu gehen und nur eine vage Vorstellung davon zu haben, was man dort eigentlich sucht. In meinem Fall führte das dazu, dass ein vier Meter langer Arbeitstisch meterhoch mit Aktenstapeln beladen war, wobei ich fest davon überzeugt bin, dass der Archivar mit seinen Kollegen Wetten darauf abgeschlossen hatte, wie meine Reaktion angesichts dieses beängsti-

genden Tableaus ausfallen würde. So beherrscht ich äußerlich zu wirken bemüht war, so fassungslos war ich innerlich.

Mit dem sprichwörtlichen Mut der Verzweiflung begann ich, die Aktenberge Schriftstück für Schriftstück durchzusehen und abzutragen. Schon bald wurde ich schneller und sicherer. Die allmählich einsetzende Ordnung klärte die anfangs wirren Vorstellungen, meine Fragestellungen gewannen an Kontur und Schärfe. Obwohl ein staubiger Anfänger, war ich bald überzeugt davon, der Materialfülle ein verdichtetes Substrat abzurufen. In der Archivarbeit ist man jeden Tag unzählige Male damit konfrontiert, kleinere und größere Entscheidungen treffen zu müssen. Auch das lernte ich, wenngleich die damit verbundene Schwellenangst bis heute nicht gänzlich verschwunden ist. Welchen der oft kryptischen Siglen oder Betreffen ist zu folgen, welchen nicht? Warum sind manche Dokumente es wert, sich intensiver mit ihnen zu beschäftigen? Wie tief steigt man (begründet!) in ein Aktenkonvolut ein, warum ist andernfalls Oberflächlichkeit angebracht? Was ist zu fragen, um einem hermetischen Bestand (z.B. seriellen Akten) vielleicht doch etwas zu entlocken? Und was kann ich tun, um einer bloßen Ahnung zur Gewissheit zu verhelfen?

Feldforschung

Archive sind Orte, an denen man sich nur sehr bedingt auf die Wahrnehmung anderer verlassen kann. Natürlich gibt es – im besten Fall – Findbücher und Verzeichnisse, die Orientierung bieten und eine wichtige Einstiegshilfe in ein neues Feld darstellen. Aber nach deren Konsultation ist man schnell wieder auf sich allein gestellt. Die erforderliche Navigation durch die Mühen der Ebene ersetzen diese Hilfsmittel nicht, ganz gleich, ob es sich um ein großes staatliches Archiv oder eine kleine private Sammlung handelt.

Auf das Wagnis, unbekanntes Gelände zu betreten, hat sich jeder Benutzer einzulassen. Allein die grobe Richtung ist durch die eigenen Fragestellungen vorgegeben. Ob der Weg durch das Schrifttum dann kerzengerade (fast nie!) oder verschlungen (sehr oft!), zügig oder schleppend verläuft, emotional als einladend, aufregend, mühsam oder steinig erlebt wird, womöglich in eine Sackgasse oder im Kreis führt – auf dies alles gibt es vorab praktisch keine Hinweise. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass die ursprünglichen Erwartungen nur in den seltensten Fällen eingelöst werden. Denn

■ **Nirgendwo in den verschiedensten Archivlandschaften gibt es verzeichnete Wege oder Trampelpfade, denen man bloß folgen müsste.**

■ **In Archiven befindet sich das Wissen in einem anderen Aggregatzustand als in Bibliotheken.**

meistens lässt sich das, was man gezielt gesucht hat, nicht oder nicht in ausreichendem Maße finden. Dafür stößt man auf anderes, was man bislang nicht im Blick hatte, was aber (womöglich) ganz neue Erkenntnisse verheißt. Allerdings um den Preis zusätzlicher Anstrengungen.

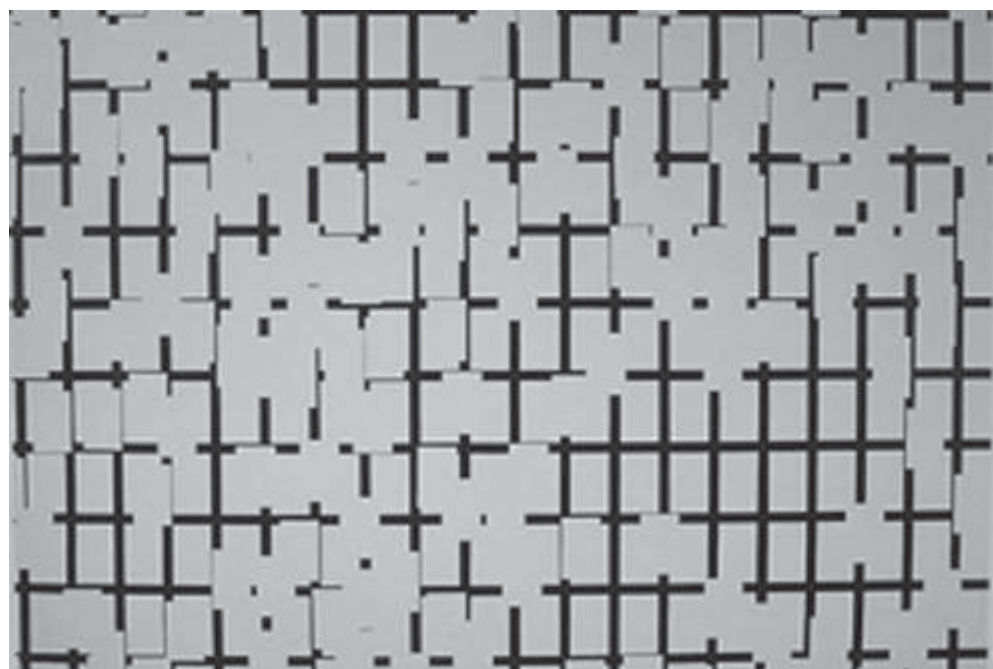
Die Autorität, die darüber befindet, ob man auf wesentliche Dokumente gestoßen ist oder mit seinem Arbeitspensum das vereinbarte Ziel erreicht hat, kann man nur selbst sein. Denn der Wert von Aktenbeständen oder Nachlässen en gros wie en detail ist kein absoluter oder mit anderen Personen geteilter. Das ist die vielleicht wichtigste Unterscheidung zwischen gedruckten und ungedruckten Texten. Zugespitzt formuliert: in gepflegten Bibliotheken stehen sprachlich geschliffene Edelsteine in kunstvoll gestalteten Schutzumschlägen, von Verlagen aufgeputzt und mit der Weihe von Kritikern versehen, um in der Öffentlichkeit zu reüssieren. Demgegenüber sind in den meist schlichten, allenfalls funktionalen Depoträumen der Archive viel Kies und Strandgut, bisweilen auch Schillerndes in schmucklosen, uniformen Schubern verpackt. Qualitätsprüfung und -sicherung ist hier (hauptsächlich) der Job der Benutzer. Bibliotheken (re)präsentieren, Archive lagern und stellen bereit.

Exklusive Erfahrung

„Quod non est in actis non est in mundo“: in Archiven befindet sich das Wissen in einem anderen Aggregatzustand als in Bibliotheken.

Und in einer anderen Welt. Es ist roh, disparat, versteckt, sperrig, dreckig – in Formaten und Zuständen, die nicht nur intellektuell, sondern auch körperlich, emotional, sinnlich bewältigt werden müssen. Hier ist das skizziert, was oben bereits kurz angeklungen ist: der Geschmack, der Geruch der Archive. Das ist keine simple Frage von gut oder schlecht. Nur so viel dazu: In grellem Licht verschwindet das alles eher, auch wenn gefinkelte Marketingleute neuerdings versuchen, Aktenstaub in Form von „Zeitkapseln“ öffentlichkeitswirksam aufzuwirbeln, wie es vor einigen Monaten im Marbacher Literaturarchiv mit der inszenierten Öffnung eines Kartons aus dem Nachlass des Philosophen Hans Georg Gadamer geschehen ist.

Im Archivalltag geht es eher darum, den jeweiligen Aufbewahrungsort nicht vorschnell wegzublenden, sondern als Teil des Überlieferungskontextes in die Analyse zu integrieren. Um die komplexen Ansprüche der Archivarbeit zu bewältigen, habe ich mir angewöhnt, meine Wahrnehmungen in einer Art abgesichertem Modus laufen zu lassen. Auf einer Frequenz, die einerseits stetig und diszipliniert aussondert, andererseits aber auch Irritationen registriert und das Glück des Findens nicht ausschließt. Und wer diesen „Kick“ einmal erlebt hat, kann nur mehr schwer der Versuchung widerstehen, ihn aufs Neue zu ermöglichen. Um es abschließend nicht schön zu reden: diese exklusive Erfahrung hat ihren Preis. Jacques Derrida hat das in „Mal d'Archive“ auf den Punkt gebracht: „Archivübel“ und „Verlangen nach dem Archiv“ entspringen derselben Wurzel.



Esther Stocker:
Ohne Titel, 2001,
Acryl auf Baumwolle